

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 93.

Samstag den 20. November.

1847.

Eine Reliquie.

Skizze aus Walter Scott's Leben, von M. Zilisch.

Eines Morgens, es war im Sommer 1826, begegnete Walter Scott in einer engen, winkligen Gasse Edinburgh's einem schwer beladenen, mit vier Pferden bespannten Wagen, der fast die ganze Breite der Gasse einnahm und die Passage für die Fußgänger ziemlich enge machte. Der Wagenführer hielt sein Gespann an, trat mit dem Hute in der Hand zu dem Baronet und sprach: „Gehen Sie vorüber, Herr, während ich das eine Pferd halte, es ist scheu und böse, daher Ihnen sehr leicht ein Unglück begegnen könnte.“ Der Mann, der so zu Walter Scott sprach, war mit ihm so ziemlich gleichen Alters, hatte einen großen, dicken Kopf, graues Haar, breite Schultern und rauhe, von harter Arbeit schwielige Hände. Scott sah den Wagenlenker einige Minuten lang mit prüfendem Blicke an und sprach dann zu ihm: „Hast du Niemand, dem du deine Pferde anvertrauen könntest?“ — „Ja wohl, Herr!“ erwiderte der Fremde, pfliff einem in der Nähe befindlichen jungen Burschen, und befahl ihm, mit dem Wagen an den bewußten Ort zu fahren und ihn dort zu erwarten. — „Vor Abends wirst du aber schwerlich zurück seyn,“ sagte Walter Scott. — „Nun, so komme ich Abends,“ bedeutete der alte Schotte dem Burschen und folgte dem großen Dichter, der ihn in sein Haus führte und ihm dort ein tüchtiges Frühstück vorsetzen ließ. — Nach dem Frühstück führte er seinen Gast in sein Arbeitszimmer, in welchem sich eine Menge sehr merkwürdiger Gegenstände befanden, als zum Beispiel ein Gebetbuch der unglücklichen Maria Stuart, ein Halsband der Anna Boleyn, ein Schwert Heinrich's des Achten, ein Armsessel Cromwell's, ein Schleier der Königin Elisabeth, und mehrere andere für den Antiquitätenforscher werthvolle Reliquien.

John Trimmer, so hieß der Fuhrmann, betrachtete diese Gegenstände, deren Bedeutung ihm der Baronet erklärte, mit der größten Aufmerksamkeit und gab demselben sein Wohlgefallen daran zu erkennen. — „Warte,“ sprach W. Scott, „setz sollst du das werthvollste Kleinod sehen, das ich besitze.“ Hierauf eröffnete er einen kleinen Schrank, nahm ein kleines, künstlich geschnitztes Kästchen von Cedern-

holz heraus und brachte aus demselben einen kleinen, gewöhnlichen kupfernen Knopf hervor, welchen er dem Alten darreichte. John betrachtete den Knopf sehr aufmerksam, drehte ihn nach allen Seiten, und da er nichts Ungewöhnliches daran fand, sprach er: „Was soll's denn mit dem alten, unscheinbaren Knopfe, worin besteht denn sein so hoch gerühmter Werth?“ — „Das ist ein Knopf von John Trimmer's Weste,“ antwortete Scott. — „Mein Knopf? Mein Westenknopf?“ fragte der Schotte. — „Ja, lieber Freund,“ antwortete Walter, schloß seine Reliquie wieder sorgfältig in das Kästchen ein und wandte sich mit folgenden Worten an den Fremden: „Du erkennst mich nicht wieder, John, aber ich habe dich nicht vergessen und dich bei unserm heutigen Begegnen, obschon viele Jahre seit der Zeit, als wir uns zum letzten Male sahen, verfloßen sind, gleich wieder erkannt. Mein Vermögen und meinen Ruhm verdanke ich wohl nur dem Diebstahle, den ich an dir, lieber John Trimmer, beangigen habe.“ — „Sie hätten mich bestohlen?“ fragte John mit verwunderter Miene. — „Ja,“ fuhr der Dichter fort, „diesen Knopf, den ich dir jetzt gezeigt habe, entwendete ich dir. Vor beinahe fünfzig Jahren saßen wir beide in einer Schule. Du warst mir weit voran, ich mochte mir noch so viel Mühe geben, es ging alles schwer in meinen Kopf hinein; du hattest den ersten Platz in der Schule inne, ich konnte dich nicht davon verdrängen. Das kostete mir den Schlaf viel er Nächte, ich dachte hin und her, wie du es wohl aufangen magst, mich stets zu übertreffen und warum es mir, ungeachtet alles Fleißes und aller meiner Bemühungen, nicht gelingen wollte, dir gleich zu kommen. Ich dachte, irgend ein Talisman, ein Amulet, das du bei dir tragest, müsse die Ursache seyn, denn auf natürlichem Wege konnte die Sache, meinen damaligen Begriffen zu Folge, nicht geschehen. Endlich machte ich eine Bemerkung, die meine Vermuthung nur noch mehr bestärkte. Wenn du nämlich, lieber John, deine Aufgabe herlagtest, spielten deine Finger stets mit dem untersten Knopfe deiner Weste; ich bildete mir daher ein, in diesem Knopfe liege der Zauber, der dir einen solchen Vorrang vor mir verschaffte, und irgend eine schottische Zauberin habe dich mit diesem Knopfe beschenkt. Mein Dichten und Trachten ging nun einzig und allein dahin, diesen Knopf in meine Hand zu bekommen; lange harrete ich vergebens auf

eine günstige Gelegenheit, endlich erschien sie, und ich schnitt dir eines Morgens in der Schule den Knopf ab, ohne daß du das Geringste davon bemerktest. An diesem Tage rief dich der Lehrer auf, deine Fingerringe suchten vergebens den wohlbekannten Knopf, dadurch wurdest du irre, vergaßest deine Lectio, und ich, der an deiner Stelle befragt wurde, übertraf dich leicht und erlangte deinen Platz. Dieser erste Sieg bestärkte mich noch mehr in dem Wahn über die Zauberkräft des Knopfes; dieser Wahn hat mich nie mehr verlassen, und wahrscheinlich verdanke ich ihm die ersten Erfolge bei meinen Arbeiten. Wohl sah ich später deutlich ein, daß die Gewohnheit der Zauber war, allein dein Knopf, mein lieber John, hat mir doch sehr viel genügt. . . . Du hast mich vergessen, ich aber habe dich nie ganz aus den Augen verloren, ich erfuhr, daß du zwar arm, aber nicht in Noth sehest, als ich dich jedoch heute nach langer Zeit wieder zum ersten Male sah, drückte mich meine Schuld mehr als gewöhnlich, und es drängt mich, dir, mein Freund, deinen Knopf zu bezahlen, wer weiß, ob ich es in der Folge noch könnte; darum nimm und zürne mir nicht, daß ich dir damals deinen Talisman raubte.“ Bei diesen Worten reichte er dem Schortenhundert Guineen dar.

Als der berühmte Dichter, sechs Jahre nach dieser Scene, am 21. September 1832, seine große Seele ausgehaucht hatte, kam John Trimmer, der den Tod seines Schulcameraden erfahren hatte, nach Abbotsford, um seinen Westknopf zu holen, allein die Familie Walter Scott's wollte sich von dieser kostbaren Reliquie nicht trennen, und der alte Schotte sah seinen Knopf nie wieder. —

Eine alltägliche Geschichte.

Erzählt von Regine Neefe.

(Fortsetzung.)

Arthur will sie mit Reichthum und Ueberfluß überschütten, sie nimmt es jedoch nicht an, da ihr Stolz ihr wohl erlaubte, sich für den Geliebten zu opfern — nicht aber sich ihre Liebe bezahlen zu lassen. — Arm und stille lebt sie dahin in ihrer kleinen Wohnung, wie früher — sich mühsam mit ihrer Hände Arbeit ernährend; — und doch, wie ist sie glücklich!

Jeden Abend kommt Arthur; er bringt ihr schöne Blumen, welche sie sehr liebt, oder ein Buch, aus welchem er mit seiner schönen, wohlklingenden Stimme vorliest, und die ihr unverständlichen Stellen erklärt und erläutert. — Durch ihn wird sie erst mit den besten Werken der ausgezeichnetsten Dichter bekannt — er pflegt sorgsam die zarte Blume der edlen Dichtkunst, welche in ihrem Busen keimt, und theilt ihr ein richtiges Gefühl für das Wahre, Schöne und Hohe mit; er bildet sie; — sie ist sein Geschöpf, und je mehr er täglich sich seines Werkes freuet, mit desto innigerer, echt weiblicher Liebe schließt sie sich an ihn an.

Doch fehlt es auch diesem so glücklichen Bunde nicht an erüben Augenblicken; Arthur spricht nie von seinen Verhältnissen, allein Clementinen's gränzenloses Vertrauen

ist ihm eben deshalb der peinlichste Vorwurf, während sie im Stillen sehnlich wünscht, ihre Liebe durch den Segen der Kirche geheiliget zu sehen, und es ihr doch an Muth fehlt, dieß dem Geliebten zu sagen. — So rückt die Zeit von Arthur's Vermählung heran, und sie wird vollzogen, ohne daß Clementine in ihrer tiefen Einsamkeit auch nur die leiseste Ahnung hat.

Arthur kömmt fortwährend, wenn auch nicht so regelmäßig; er ist, obwohl manchmal etwas trübe gestimmt, doch immer voll der zärtlichsten Liebe, und sie erwartet nun nur mit Sehnsucht seinen nahenden Geburtsttag, um ihm da eine bisher geheim gehaltene, freudige Nachricht mitzutheilen und zugleich ihren innigsten Wunsch vorzutragen.

Am Vorabende dieses Tages sitzt sie in ihrem kleinen freundlichen Stübchen, beschäftigt, ein Paar feine Manschetten zu vollenden, welche Arthur'n gehören, und sich auf den kommenden Tag freuend, als die Thüre aufgeht und Alfred eintritt; dieser hatte sich in letzterer Zeit unter dem Vorwande, Arbeit zu bestellen, Gelegenheit gesucht, sie zu besuchen — hatte immer größeres Wohlgefallen an ihr gefunden, und glaubt nun (sich durch Arthur's Vermählung geschützt wähnend) zu seinem eigenen Vortheil sprechen zu dürfen.

Clementine hört ihn mit Abscheu an und fragt, wie er, Arthur's Freund, so zu ihr sprechen könne?

Alfred sagt, ob sie denn glaube — daß dieser ihr auch so unverbrüchlich treu sey — und als sie dieß bejahet — erzählt er ihr mit boshafter Schadenfreude von Arthur's vor drei Wochen stattgehabter Vermählung.

Clementine bleibt stumm und regungslos vor Entsetzen; ein bisher ihr unbekanntes Gefühl schneidenden Wehes zieht ihr Herz krampfhaft zusammen, bleich — und kalt wie der Tod — ist ihr Antlitz, dennoch regt ein leiser Zweifel — ein Strahl von Hoffnung sich noch in ihrer Brust; — als nun aber Arthur plötzlich eintritt, als sie seinen unverkennbaren Schreck bei Alfred's Anblick wahrnimmt — als er, vergebens nach Worten ringend — zu ihren Füßen stürzt und ihre Kniee umfaßt — da ist jeder Zweifel vernichtet — ihr Lebensglück aber auch für immer zerstört.

Sie tritt einige Schritte zurück, indem sie sagt: „Stehen Sie auf, Herr Graf! — wir haben uns Beide getäuscht. — Ich glaubte Ihnen ein hoch beglücktes Leben zu danken — es war ein Wahn; — Sie glaubten mit einer gemeinen Puhlerin zu handeln — und haben sich geirrt. — Gehen Sie ruhig fort — ich werde nirgends Ihre Schande verkünden — Sie nirgends des Betruges beschuldigen. — Ihre Gattin soll von mir nichts erfahren — aber von diesem Augenblicke an sind wir getrennt — und,“ setzte sie halbleise hinzu, „mein Geheimniß bleibt nun bei mir.“

Vergebens beschwört sie Arthur, ihn anzuhören, selbst Alfred ist erschüttert, sie schließt sich in ihre Schlafkammer ein — und würdigt Beide keiner Antwort. Arthur muß sich endlich entfernen; als er aber am andern Morgen wiederkehrt — ist Clementine verschwunden.

Niemand hat sie gesehen — Niemand von ihr gehört, und allen Nachforschungen ungeachtet — ist — und bleibt sie ihm verloren.

(Schluß folgt.)

Brosamen aus der Vergangenheit.

Blücher's erstes Auftreten. In einem kleinen Gefechte mit den Schweden wurde am 29. August 1760 der schwedische Cornet Gebhard Lebrecht von Blücher, nachdem ihm sein Pferd erschossen worden, von einem der Belling'schen Husaren, Namens Landek, ergriffen, auf's Pferd gehoben und als Gefangener zum Oberst Belling gebracht. Blücher war ein Mecklenburger, als ein blutjunger Mensch auf der Insel Rügen, die damals noch schwedisch war, auf Besuch gewesen und hatte sich, durch den schönen Trompetenklang verlockt, gegen den Willen seiner Verwandten bei den Schweden anwerben lassen. Als er nun bei den Preussen anfangen war, kostete es dem alten Belling, der an dem jungen Blücher Freude hatte, wenig Mühe, ihn zum Uebertritt in den preussischen Dienst zu bewegen, und schon in einigen Tagen stand Blücher als Cornet in dem Regiment, in das er als Gefangener gekommen war, dessen Chef er bald werden und aus dem er zur höchsten militärischen Würde emporsteigen sollte. Jenen Husaren, der ihn gefangen genommen, hielt er bis an seinen Tod in Ehren und gab ihm eine gute Versorgung.

Feuilleton.

Die bei der Güterlotterie — am 13. d. M. gezogenen Treffer sind folgende:

Loos-Nr.	gewinnt:	Loos-Nr.	gewinnt:
125.481	200.000	12.781	4000
105.918	50.000	133.414	3500
55.027	20.000	105.405	3000
105.541	10.000	112.131	2500
110.814	5000	120.476	2000
115.218	4000	40.727	1000

Reichthum ist vergänglich. — In dem Hospital-Leichenwaaen wurde dieser Tage in Paris ein Mann nach dem Armenkirchhof gebracht, der vor 30 Jahren ein Vermögen von 9 Millionen Francs besessen hatte. Hr. L., ehemaliger Generalseinnehmer, hatte 1807 in Antwerpen ein Bankhaus gegründet und so glänzende Geschäfte gemacht, daß er sich schon 1810 mit jener Summe nach Paris zurückziehen konnte, wo der reiche Finanzmann eines der ersten Häuser machte und mit einem der Mitglieder des gegenwärtigen Ministeriums auf vertrautem Fuß stand. Waghalsige Speculationen richteten ihn aber völlig zu Grunde. Schon 1820 lebte er von der Unterstützung seiner Freunde. Vor zwei Jahren waren ihm unvermuthet von einem Geschäftsfreunde, der sich einer alten Schuld erinnerte, 12.000 Frs zugegangen. Er war im Begriff, dafür eine Lebensrente zu kaufen, als er auf den unglücklichen Gedanken kam, Eisenbahnspeculationen zu wagen. Drei Besuche auf der Börse und das Geld war fort. Der Portier eines Hotels in der Vorstadt St. Germain, sein ehemaliger Kutscher, nahm den von der Welt Verlassenen bei sich auf, bis er schwer erkrankte und nach dem Hospital gebracht ward. Dort starb er. Nur ein Leidtragender folgte der Leiche: es war der treue Kutscher.

Mord. — Am 31. October kam, wenige Minuten, bevor der Train nach Leipzig abfahren sollte, ein Mann in die Personenhalle des Dresden-Leipziger Bahnhofes und feuerte auf ein Mädchen, welches eben im Begriff war, in den Wagen zu steigen, ein Pistol ab. Das Mädchen war au-

genblicklich todt. Der Mörder entfernte sich einige Schritte, lehnte sich, die brennende Zigarre im Munde, kalteblütig an die Wand und erschoss sich mit einem zweiten Pistol. Der Mörder ist ein Handlungsreisender aus Lüttich und hatte das Mädchen aus Berlin entführt. Die Aeltern hatten den Flüchtigen nachahlet und sie in Dresden eingekelt, von wo sie eben mit ihrer Tochter auf der Eisenbahn nach Berlin zurückkehren wollten, als die Unthat geschah.

Die feine Welt Italiens — schreibt alle Briefe auf gelbem Papier, worauf das Bild Pius IX. als Bignette eingebräut erscheint. Der Absatz ist unermesslich groß.

Tod des Zigeunerkönigs. — Se. Maj. Will. Jao, der König der Zigeuner, ist im 96. Jahre seines Alters in Kirk Veshelm (Schottland) vor einigen Wochen mit Tode abgegangen. Er war der älteste König von ganz Europa. Ein Correspondent der „Daily News“ bemerkt, daß Se. Maj. seine Krone ziemlich ungeschwächt und unentehrt getragen, da er während seines ganzen langen Lebens nicht ein einziges Mal, so viel man wisse, eingesperrt oder zur Treitmühle verurtheilt worden sey. Er ist der letzte seines Stammes gewesen, und sein Nachfolger, Blych, der nach ihm das Scepter führt, soll nicht ganz königliches Blut in seinen Adern, sondern eine nicht unbeträchtliche illegitime Beimischung haben.

Selbstmord. — Ein Familienvater (Israelit) — berichtet der „Spiegel“ — gab sich vor einigen Tagen auf eine eben so furchterliche, als seltene Weise den Tod. — Auf der Fahrt von Waizen nach Pesth vermiste man auf dem Dampiboote „Franz Karl“ einen der Passagiere, und als man nach ihm suchte, fand man seine Kleider, Brieftasche, Uhr etc. auf einem nicht gut zu nennenden Orte. — Der Mann selbst war nirgends zu finden und man mußte der Vermuthung Raum geben, der Unglückliche habe sich durch den Abort, der knapp an den Rädern angebracht ist, in die Fluthen gestürzt, — wahrscheinlich, um unbeachtet sein entsetzliches Vorhaben ausführen zu können. Der Bruder des Unglücklichen befand sich auf dem Schiffe. Was die Ursache des Selbstmordes gewesen, darüber verlautet bis jetzt noch nichts.

Staudigl — erhält monatlich vom Herrn Director Pokorny 1000 fl. C. M.; derselbe ist bis Ostern engagirt, und wird jedes Monat 10 Mal auftreten.

Noch unbekannt Compositionen Mozart's. — Die „Hamburger kleine Musikzeitung“ meldet: „Der Musikalienhändler Hr. A. Franz in Hamburg besitzt seit einigen 20 Jahren, in origineller Handschrift: zwölf Symphonien für Orchester, ein Concertino für zwei Violinen mit Orchester, und einen Marsch für Orchester von W. A. Mozart, Werke, welche durchaus noch ganz unbekannt und in keiner Weise veröffentlicht worden sind. Hr. Franz beabsichtigt nun, diese höchst interessanten unschätzbaren Tonhörsungen zuerst zu vier Händen zu publiciren und hat für das Arrangement der Symphonien Carl Czerni gewonnen. Die ersten Nummern werden binnen Kurzem die Presse verlassen. Für die Echtheit der Werke, und daß solche sogar von eigener Hand des großen Meisters Mozart geschrieben, dürfen die nachstehenden Zeugnisse Bürgschaft geben: „Wir Unterzeichnete, die wir theils durch Beruf, theils durch Kunstliebe, Neigung, Studium und ästhetische Umstände die sämmtlichen „Werke des unsterblichen Mozart aus allen seinen Lebenszeiten, so wie auch seinen Styl und seine Handschrift genau kennen, bestätigen hiermit, daß uns folgende Orchesterwerke in W. A. Mozart's Originalpartitur in drei Bänden, klein Quer-Quarto, gebunden zur Einsicht vorgelegt wurden: 1. Symphonie C-dur, 2. Symphonie D-dur,

»3. Symphonie B-dur, 4. Symphonie G-moll, 5. Symphonie Es-dur, 6. Symphonie G-dur, 7. Symphonie C-dur, »8. Symphonie A-dur, 9. 10. 11. 12. Symphonie D-dur, »13. Concertino für 2 Viol. m. Orch., 14. Marsch f. Orch.
 »—Nachdem wir die Partitur dieser Werke (Eigenth. des »Musikverl. H. A. Cranz in Hamburg) genau untersucht, »erklären wir dieselbe für die echte, unzweifelhafte Hand- »schrift Wolfgang Amade Mozart's" u. u. (Folgen die Unterschriften der Herren: K. K. Hofrath Kiewewetter Edl. von Wiesenbrunn, Dr. Leopold Edl. v. Sonnleithner, Ad. Gyrowetz, Carl Czerny, K. K. Custos Anton Schmid, Alois Fuchs.)

Die Cholera durch Einathmung des Schwefeläthers geheilt. — Die „Gazette des Hôpitaux" berichtet von zwei ärztlichen Beobachtungen, wo die Cholera durch Einathmung des Schwefeläthers geheilt wurde. Die eine Beobachtung machte ein Marseiller Arzt, Bruno Laron, an sich selbst, als im Jahre 1837 die Cholera in Südfrankreich herrschte. Er wurde mitten in der Nacht von der Krankheit gepackt und hatte keinen Menschen um sich, der ihm hätte Beistand leisten können. Zufällig war eine Flasche mit Schwefeläther im Zimmer, er athmete, so viel er konnte, davon ein, und erholte sich dadurch. Einige Tage fuhr er damit fort und wurde gesund. Bruno Laron ist daher eigentlich der erste Erfinder der Schwefeläther-Inhalationen.

Ein großer Wettkampf. — eigenthümlicher Art fand am 23. October in Paris Statt: sämtliche Tambours von Paris, von der Garnison sowohl, als von der Nationalgarde, zeigten ihre Kunstfertigkeit auf dem — Kalbsfell. Tambour Simonet, der einen ausgezeichneten Trommelwirbel, das Höchste, was auf der Trommel geleistet werden kann, executirte, trug ein Paar sehr schöne Trommelschlägel als Preis davon, die übrigen Anwesenden ein mehrwöchentliches Ohrensauen.

Männern vom Bergwesen — eröffnet sich eine gute Aussicht. Die serbische Regierung sucht einen Bergwerksdirector, dem sie einen Gehalt von 1000 öiterr. Silberthalern nebst 200 Th. Zulage, ferner bei Reisen im Lande, nebst freier Fahrt, 1 Silberth. tägliche Diäten und ein Reisegeld von 100—200 fl. C. M. verspricht. Die ersten drei Jahre sind Probejahre, entspricht er während derselben der Regierung, so wird er mit Pensionsfähigkeit für sich und seine Familie fix angestellt.

Süßlaff. — Die Thätigkeit dieses deutschen Missionärs gränzt an's Unlaubliche. Seine Beschreibung der ganzen Erde in chinesischer Sprache, mit 68 der besten geographischen Karten, ist im Druck vollendet, und bereits wurde ein neues profanartiges Werk begonnen, für welches die Musikstunden der nächsten drei Jahre bestimmt sind. Es ist dieß eine systematische Darstellung des ganzen chinesischen Sprachschazes, um das Studium dieses schwierigen Idioms zu erleichtern.

Brieftauben. — In Antwerpen treibt man einen Handel mit Brieftauben, welche leichter und seltener als die englischen seyn sollen; ihre Schnelligkeit soll so groß seyn, daß sie eine englische Meile in einer Minute zurücklegen. Ein Börsenspeculant in Antwerpen unterhält 2000 solcher Tauben. Ein Paar gut abgerichteter Tauben wird mit 35—40 Thalern bezahlt. Die Abrichtung dieser Tauben beginnt im dritten Monat ihres Lebens. Sie ist sehr einfach und besteht darin, daß man sie täglich eine Stunde entfernter in die

Luft fliegen läßt. So viel erzählten französische Blätter; wer aber nach dieser kurzen Instruction, der es so ziemlich an Deutlichkeit gebracht, Brieftauben abrichten wollte, würde wohl nicht viel erzielen.

Theater in Laibach.

Die Vorstellungen auf unserer Bühne sind dem Referenten plötzlich um 14 Tage vorangeilt, worauf ich nöthig bin, aus der vorletzten Woche mich einzig auf die zwei hervorragendsten Stücke zu beschränken, nämlich auf Blegler's „Partei-Wuth" (gegeben Montag am 8. November) und auf das neue Benefice-Stück der Dlle. Friederike Melchior, „Maria de Molina," Drama in 5 Acten von Friedrich Halm, nach dem Spanischen des Gabriel Tellez, (gegeben Samstag am 13. November.) Im erstern Schauspiel erschien Herr Schwarzbach mit der Hauptrolle betheilt. Wir hatten Gelegenheit, die Rolle des Sir Gottlieb Rode in verschiedenen Händen zu sehen. Herr Schwarzbach gehört zu den bessern Darstellern dieses Charakters. Nicht nur, daß schon seine Individualität dieser Parthie ausnehmend zusagte, schien er auch von seiner Aufgabe ganz durchdrungen zu seyn. Herr Schwarzbach gefiel allgemeyn und es gab Zuschauer, die versicherten, nie einen bessern Rode gesehen zu haben und doch erkämen dem strengern Beobachter der sonst glücklich aufgefaßte Charakter Rode's in gewisser Hinsicht verfehlt. Sir Rode ist eine der besten Charakterzeichnungen des Dramaturgen Blegler. Der Criminaloberrichter Rode ist ein ganz kalter, gesüßloser, dabei bössicher Bösewicht, den nichts, gar nichts aus der Conscience bringt. Bei ihm darf keine Aufwallung sichtbar werden, immer derselbe Ton, das selbe infernalische Phlegma. Was aber Herr Schwarzbach dabei? Höchstens in der Scene, wo ihm der Sheriff Hamilton vorräthlich vorwirft, daß er ein unbedeutender Schreiber gewesen, höchstens da kann sich Rode einen leichten Anflug von Aufwallung erlauben, die aber sein starker, energischer Geist sogleich beherrscht und niederkämpft. Herr Schwarzbach aber ward dem Charakter in dieser Beziehung mehr als ein Mal untreu und dieß ist der einzige Mangel seiner sonst lobenswerthen Auffassung. Dlle. Friederike Melchior verdient als Johanna Laud die lauteste Anerkennung. Herrn Buchwald verließ unbegreiflicher Weise sein Gedächtniß an diesem Abende fast gänzlich. Sein Heinrich Laud konnte deshalb nicht seinen Fuß setzen. Auch ward der Mann im Kasten, namentlich in dieser Vorstellung, ungewöhnlich, ja hörend laut, ein Beweis, daß Mehrere seiner Unterstützung dringend benötigten. — Das hier zum ersten Male gesehene dramatische Gemälde: „Maria de Molina" hat einen historischen Hintergrund. Der Raum dieses Blattes gestattet keine nähere Auseinandersetzung der Handlung. Zwei Charaktere sind besonders treu und consequent hingestellt: Maria de Molina, Reichsverbwelerin von Castilien, und Infant Don Juan. Oheim des jungen Königs Don Fernando. So reich die edle Witwe Maria de Molina an Sittengröße, Sanftmuth, edlem Sinn und jeder weiblichen Tugend erscheint, eben so reich ist der Infant Don Juan an Tücke, niedrigem Haß, Verätherei und jeder Schlechtigkeit. Die Beneficiantin betheilt sich mit der sehr schwierigen und anstrengenden Titelrolle, die sie zu großem Beifall durchführte. Vorzüglich war die treffliche Abschiedsscene mit Don Diego Lopez de Haro, den Herr Buchwald nicht minder gefühvoll und gelungen darstellte. Dlle. Strampfer sah im letzten Acte, eigentlich im Nachspiele, als Don Fernando, König von Castilien, besser aus, als die Parthie selbst ihr zuzusagen schien. Das Stück hat eine schöne, bilderreiche Sprache, steht aber Friedrich Halm's sonstigen dramatischen Dichtungen nach. Es wurde gut aufgenommen, und auch die Räume des Hauses erschienen an diesem Abende ungewöhnlich dicht besetzt.

Leopold Korbesch.

Die Geschwister Tschuggmull,

die vom 2. bis einschließig 15. November einen ununterbrochenen Cursus von Vorstellungen im kändischen Redoutensaal gaben, hatten sich, wie es sich wohl von selbst versteht, durch die ganze Dauer nicht bloß des reichlichen Zuspruchs, sondern auch des einhelligsten lautesten Beifalls zu erfreuen. Ob wir auch diese wunderbaren Automaten und Androiden des verewigten Meisters Tschuggmull zum dritten Male sahen, so hatten sie doch noch immer neuen Reiz, neue Anziehungskraft, weil sie einzig in ihrer Art sind. Die Geschwister ziehen jetzt nach Triest, wo man ihnen ebenfalls die besten Erfolge vorherzusagen darf, und sollte nach Jahren das Glück sie wieder an Laibach vorbeiführen — wahrlich, sie werden unserm kunstsinigen Publikum noch immer keine unwillkommenen Gäste seyn!

Leopold Korbesch.